

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942**

Rhein, A. vom: Unter Kameraden

**urn:nbn:de:bsz:31-62042**

„O, das würden wir gerne thun,“ sagte Edmund. „Ich habe in Geschäften so viel Glück gehabt, daß ich dem Begründer dieses Glückes, als welchen ich den „Papa“ ansehen muß, von Herzen das Seinige mit Zinneszinsen wider zurückgäbe.“

„Und ich würde ihn pflegen sein ganzes Leben lang und Tag und Nacht auf sein Wohl bedacht sein,“ sagte Marelli, „er war zu lieb und zu gut, der selige Papa.“

„Und sein Kind ist nicht minder lieb und zeigt sich des Opfers, das der „Papa“ im Interesse seines Glückes brachte, würdig,“ sagte nun der Fremde, indem Thränen in seinen grauen Bart liefen, „Marelli, ich, ich bin dein „Papa“, sei mir herzlich willkommen in der Heimat, mein liebes Kind, Kind meines dahingegangenen Marellis, Tochter meiner Jugendliebe!“

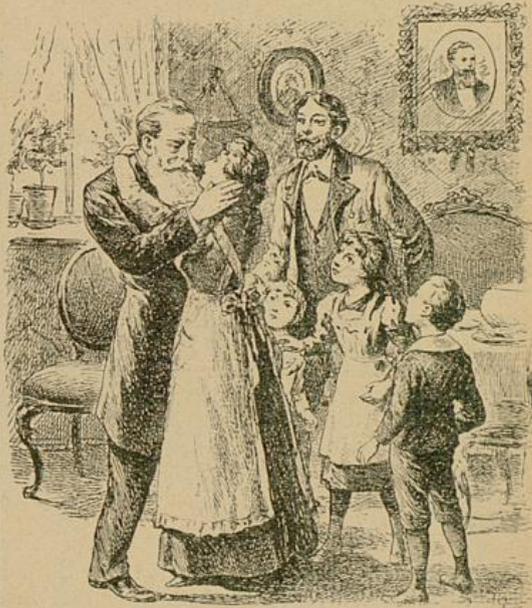
Der Fremde war dem Marelli von Anfang an sehr sympathisch gewesen, sein Benehmen, der Ton seiner Stimme, alles an ihm war Marelli lieb und heimlich vorgekommen. Jetzt aber nach dieser Eröffnung gab es keinen Zweifel mehr, der alte Mann, der vor ihm stand, war wirklich der „Papa“. Mit ausgebreiteten Armen ging die junge Frau auf den alten Mann hin und herzte ihn so stürmisch und leidenschaftlich, daß jeder Zweifel an ihrer Kindesliebe, falls er noch einen gehabt hätte, hätte verschwinden müssen in dem Erguß ihrer Freudenthränen, die sie an seiner Brust weinte.

Auch Edmund, freudig überrascht, gab dem „Papa“ die Hand und begrüßte ihn als solchen recht herzlich und sagte zu den Kindern: „Gebt dem „Papa“ die Hand, Kinder. Das ist Mamas Papa,“ und diese, die von diesem „Papa“ schon so viel Liebes und Gutes gehört hatten, ließen sich nicht zweimal heißen, sprangen vielmehr mit kindlicher Freude und Naivität an ihm auf, herzten und küßten ihn und sagten jubelnd: „O, wie schön, daß wir jetzt einen Großpapa haben!“

Die junge Frau aber sagte, als der erste Sturm ihrer Freude sich gelegt hatte: „Aber „Papa“, wie kam es nur, daß wir dich für tot halten mußten und daß du so lange nichts von dir hören ließe?“

„Marelli,“ entgegnete er, „ich war unberufener Zeuge des Gesprächs, das ihr beide bei eurem Abschied im Pavillon hattet, Zeuge eurer Liebe und Zeuge des Opfers, das du mir zuliebe brachtest. Die Wahrnehmung, daß dein Herz einem andern gehörte, schmerzte mich tief, aber es rührte mich auch, daß du mir zuliebe diesem andern entsagen wolltest, und ich beschloß, deinem Glück die Wege zu ebnen. Dazu mußte ich sterben, mußte ich tot und für immer verloren für dich sein. Denn selbst im Falle, daß ich dich freigegeben, hätte dein zart veranlagtes Gewissen dir Vorwürfe gemacht und diese hätten ein reines, volles Glück selbst an Edmunds Seite nicht aufkommen lassen. Drum bin ich gestorben, und du bist, wie ich zur Freude meines Herzens sehe, recht glücklich geworden und mein Opfer war nicht umsonst. Heute bin ich ein alter Mann und der

Unterschied zwischen mir und dir hat sich derart verbreitert, meine Leidenschaft ist durch die Last der Jahre derart verslogen, daß wir ferner ohne beiderseitige Gefahr bei einander leben können. Ich will nichts mehr, als in der Sonne deines Glückes mich wärmen, ich will nur noch dein „Papa“ und deiner lieben Kinder Großpapa sein. Seid ihr's zufrieden?“



Die junge Frau herzte den alten Mann leidenschaftlich.

„O, „Papa“, wir sind nicht nur zufrieden, sondern freuen uns himmlisch über deinen Entschluß, bei uns zu bleiben, und beugen die Knie vor der Größe deines Edelsinnes,“ sagte Marelli und ihr Mann stimmte ihr aus vollem Herzen bei, und der Großpapa lebte noch zwanzig Jahre in der Glückssonne seiner Kinder, Kindskinder und Urenkel.

### Unter Kameraden.

Von A. vom Rhein.

Der Oberleutnant Fritz Bander war ein schmucker Offizier. Er war der erklärte Liebling aller Damen des Garnisonstädtchens, stets heiter und guter Dinge und überall ein gerngesehener Kamerad. Wo es ein Vergnügen gab, wo es sich um eine Festlichkeit handelte, stets war er dabei, — mindestens Komiteemitglied, wenn nicht gar die leitende Spitze selbst.

Um aber so recht den liebenswürdigen Schwere- nörter und vollendeten Kavalier spielen zu können, fehlte ihm leider nur noch eine Kleinigkeit: Geld, da unser Freund in der Wahl seiner Eltern nicht recht vorsichtig gewesen war, denn anstatt sich einen Millionenpapa auszusuchen, hatte er sich mit einem, wenn auch tüchtigen, aber vermögenslosen Beamten

begnügt, dem es schwer genug geworden war, seinen Sohn Offizier werden zu lassen und ihn ferner als solchen zu unterhalten. Aber unser Fritz war drauf und dran, dem Fehler abzuweichen: um seine meist schwachen Finanzverhältnisse aufzubessern, spielte er — und zwar mit einer Ausdauer, die einer bessern Sache würdig gewesen wäre — jahraus jahrein in allen möglichen Lotterien. Sein Taschenbuch war stets — anstatt mit ansehnlichen Banknoten — mit Loosen aller Art gefüllt, von der königlich preussischen Staatslotterie bis zur kleinsten Geldlotterie herab. Seine Kameraden, die seine Passion kannten, nannten ihn deshalb neckend den „Lotteriefritz“.

Fritz ließ sich aber nicht irre machen. „Foppt ihr nur,“ pflegte er zu erwidern, „solange ich nichts gewonnen habe, verlacht ihr mich; wenn aber Frau Fortuna mir nur einmal lächelnd ihr Antlitz zuwendet — und diese Möglichkeit werdet ihr wohl nicht bestreiten können — und ich mit einem hübschen Sümmechen herauskomme, dann lache ich und ihr macht dumme Gesichter.“

Wenn Oberleutnant Pander so oder ähnlich antwortete, wurde die Neckerei gewöhnlich nur noch toller und Erwidrerungen wie: „Die dummen Gesichter wirst du wohl nie zu sehen bekommen“ oder „Du kannst noch General werden, ehe du das hübsche Sümmechen gewonnen hast“ flogen ihm nur so zu. Zum Schluß aber lachte der gemüthliche Fritz immer selbst mit.

Sechs volle Jahre spielte unser Freund Fritz nun schon. Mancher schöne Thaler war während dieser Zeit in die Tasche des Lotteriekollektors gewandert, ohne daß Frau Fortuna ihn auch nur eines Blickes, geschweige denn eines Lächelns gewürdigt hätte. Im letzten Jahre hatte er sich wiederholt mit dem Gedanken getragen, das Spielen aufzugeben und sich für sein schönes Geld lieber gütlich zu thun, als fortgesetzt Nieten zu ziehen; kam indes die nächste Ziehung heran, so war Fritz Pander, trotz aller vorhergegangenen Klagen um sein verlorenes Geld sicher wieder unter den hoffnungsvollen Spielern zu finden.

Mit seinen Kameraden sprach er von seinem demnächstigen großen Gewinne längst nicht mehr. Deren Neckerei war immer ärger geworden, und es verstimmte ihn manchmal doch, wenn sich zu seinem Verlust auch noch beißender Spott gesellte. —

Eines Tages wurde im Anzeiger des Städtchens ein großer Ball angekündigt.

Leutnant Pander hatte vor einigen Tagen nach alter Gewohnheit seine verschiedenen Lose zu den neuen Ziehungen in Empfang genommen und damit in seinen Geldbeutel eine empfindliche Lücke gerissen. Als er die Ballanzeige las, fuhr er deshalb förmlich zusammen. Das hatte er nicht erwartet! Sonst würde er diesmal gewiß auf die Fortsetzung des Spiels verzichtet haben! Eine nähere Untersuchung seines Portemonnaies ließ keinen Zweifel daran aufkommen, daß er den Ball nicht würde besuchen können,

wenn es ihm nicht gelingen sollte, bei einem Kameraden oder sonstwo einen kleinen Pump anzulegen.

Und den Ball mußte er unter allen Umständen besuchen! Es wäre ihm, der noch keinen Ball der Honoratioren des Städtchens versäumt hatte, entsetzlich, ja geradezu eine Blamage für ihn gewesen, nicht erscheinen zu können. Dazu kam noch, daß die schöne Tochter des Kommerzienrats Röder, die den hübschen schmucken Leutnant vor allen andern Tänzern sichtlich bevorzugte und die auch sein leicht zugängliches Leutnantsherz mehr, als er es sich gestehen wollte, gefangen hielt, diese Bälle zu besuchen pflegte. Er mußte also hin — um jeden Preis!

Aber woher Geld nehmen? Bei den Kameraden war vermuthlich auch nicht mehr viel Ueberfluß und angesichts eines bevorstehenden mit Kosten verbundenen Vergnügens pflegte die Neigung, Darlehen zu gewähren, selbst unter guten Freunden nicht sonderlich groß zu sein. Allein in diesem Falle schien die Sache doch eines Versuches wert. Rasch entschlossen setzte er seine Mütze auf, schnallte den Degen um und begab sich schnurstracks zum „Deutschen Kaiser“, woelbst er mehrere Kameraden anzutreffen hoffte.

Das Glück wollte ihm wohl. Eine große Anzahl Offiziere, die ihn bei seinem Erscheinen aufs herzlichste begrüßten, saß dort in heiterster Laune beisammen.

Als — wie sich das ganz von selbst verstand — auch über den bevorstehenden Ball gesprochen wurde, hielt Leutnant Pander den Augenblick für gekommen, sein Anliegen bei den Kameraden vorzubringen. Er that es, indem er seine finanzielle Ebbe wahrheitsgemäß mit dem vor wenigen Tagen erfolgten Ankauf der Lose begründete.

Eine stürmische Lachsalve war die Antwort auf sein freimütiges Bekenntnis.

„Also immer noch der Alte?“ rief Leutnant Siebel. „Das hübsche Sümmechen bleibt höllisch lange aus,“ neckte Oberleutnant K. „Sie sind doch unverbesserlich,“ tabelte ein wohlwollender Hauptmann; „Sie sollten lieber für Ihr schönes Geld Wein trinken, denn um in der Lotterie zu gewinnen, ist ein preussischer Leutnant nicht dumm genug.“

„Damit ist mir jetzt nicht geholfen,“ erwiderte der Gefoppte. „Ich habe mir das schon alles selbst gesagt, aber was nutzt das?“

„Ich will Ihnen was sagen,“ rief plötzlich der Leutnant von Heim, der augenscheinlich dem feurigen Rüdeshheimer schon recht wacker zugesprochen hatte, aus seiner Sofaecke mit dröhnender Stimme, „ich kaufe Ihnen einige von Ihren Losen ab und zahle Ihnen 25 Prozent Gewinn; aber nur unter der Bedingung, daß Sie hier feierlichst versprechen, das unsinnige Lotteriespiel fernerhin aufzugeben. Sie gewinnen auf diese Weise wenigstens einmal mit Ihren Losen. Die Herren Kameraden sind Zeugen unseres Ueberkommens. Wollen Sie, so schlagen Sie ein!“

„Abgemacht,“ entgegnete Lotteriefritz nach kurzem Besinnen und schlug in die dargebotene Rechte kräftig ein. Dann schwur er lächelnd seine Leidenschaft ab.

„Welche Lose wollen Sie?“ fragte er von Heim gleichzeitig.

„Das ist mir sehr gleichgültig,“ erwiderte dieser. „Greifen Sie blindlings das eine oder andere Los heraus, stellen dessen Wert fest und reichen es mir ohne Behmut herüber. Die andern Lose senden Sie wieder in Ihre Tasche und lassen sie zur Strafe für ihre Wert- und Nutzlosigkeit vermodern. Gewinnen werden Sie ja doch nie etwas; der Herr Hauptmann hat ganz recht.“

In wenigen Minuten war das Geschäft erledigt. Leutnant Pander steckte vergnügt sein Geld, von Heim die Lose ein. Dann klangen die Gläser von neuem fröhlich zusammen und erst in später Stunde trennten sich die Offiziere in sibelster Stimmung mit einem „Auf Wiedersehen auf dem Balle!“

Leutnant Pander war einer der vergnügtesten und unermüdetsten Tänzer auf dem Balle gewesen. Seine Erwartung war nicht getäuscht worden; des Kommerzienrats reizendes Töchterlein war ebenfalls dort erschienen und hatte sehr viel mit ihm getanzt. Die jungen Herzen waren sich wieder einen Schritt näher gerückt; aber die Einwilligung des reichen Vaters zum Bunde für das Leben war kaum zu erhoffen, solange er ein vermögensloser Oberleutnant war.

Warten hieß daher die Parole, warten auf Avancement oder — — — Aber von welcher Seite sollte ihm wohl eine reiche Erbschaft zufallen? Die Zukunft sah für die Liebenden nicht besonders verlockend aus, und das Wörtchen „warten“ schien eine gewaltige Spanne Zeit einschließen zu wollen.

Weitere sechs Wochen sind ins Land gezogen. Von dem prächtigen Ball, auf dem man sich so vortrefflich amüsiert hatte, wurde kaum noch gesprochen; er gehörte der Vergangenheit an.

Oberleutnant Fritz Pander hat wieder einmal Ebbe in seiner Kasse, diesmal aber nicht durch Ankauf von Lotterielosen, sondern infolge des nahen Monatschlusses, an dem es in so vielen Taschen öde und leer aussieht. Das rührt ihn indes wenig, denn ein Ball steht diesmal nicht in naher Aussicht. Gemütlich streckt er sich auf sein Sofa hin, liest die Zeitung und bläst seelenvergnügt Rauchwolken in die Luft.

Vächelnd blickte er gerade einem Rauchring nach, als etwas ungestüm jemand die Treppe herauf poltert und vor seiner Thür Halt macht. Auf sein „Herein“ stolpert atemlos der Lotteriekollektor ins Zimmer und hält ihm triumphierend ein eben aus Braunschweig eingelaufenes Telegramm entgegen.

„150000 Mark, Herr Leutnant!“ ruft er. „Hier steht es schwarz auf weiß. Das nenne ich ein Glück!“ Der Leutnant hat sich erhoben, der Schweiß perlt ihm vor Aufregung auf der Stirn, denn er hat ja die Lose verkauft und bei seinem Pech jedenfalls auch das Glückslos. Er greift nach dem Telegramm: Na, da steht es: Nummer 27525 hat 150000 Mark gewonnen!

Bewirrt und mit fiebender Hast sucht er nach seiner Briefftasche, in der die Lose seit jenem Abend, an welchem er das Spielen aufzugeben versprach, vergraben liegen.

Nach langem Suchen bringt er sie endlich aus einer Kommodenschublade zum Vorschein, zitternd zieht er die Lose hervor und überfliegt die Nummern.

Seine fieberhafte Röte weicht plötzlich einer fahlen Blässe — die Briefftasche entfällt seinen Händen — — leise zuzuhelnd ringt es sich von seinen Lippen: „Es — — ist — — fort — —, von Heim ist der glückliche Gewinner.“

Dumpf vor sich hinbrütend setzte er sich ins Sofa nieder.

„Fort, Herr Leutnant?“ schnarrte der Lotteriekollektor, „fort? Ist nicht möglich, Herr Leutnant! O der schöne Gewinn, das viele Geld! Reden Sie doch, Herr Leutnant, reden Sie doch! Ist das Los verloren oder haben Sie es verschenkt? Sagen Sie mir, wer's hat, damit ich dem Gewinner schnell die erfreuliche Nachricht bringen kann.“

Der also Bestürmte blickt auf.

„Wer — es — — hat?“ erwidert er gedehnt. „Das kann ich Ihnen beim besten Willen nicht sagen; ich will aber versuchen, ausfindig zu machen, in wessen Hand sich die Glücksnummer jetzt befindet.“ Damit erhob er sich, setzte seine Mütze auf, schnallte den Degen um und schritt der Thüre zu, dem Kollektor zuzufend: „Kommen Sie, ich sage Ihnen heute noch Bescheid, Ihr Geschäft soll Ihnen nicht verdorben werden.“ — —

Leutnant Pander begab sich direkten Weges zu seinem Kameraden von Heim, dem Käufer seiner



„Abgemacht!“ entgegnete Lotteriefritz nach kurzem Besinnen.

beiden Lose. Kaum war letzterer des unerwarteten Besuches ansichtig geworden, als er ihm lachend entgegenrief: „Na, lieber Bander, Sie sehen ja aus, als ob Ihnen die Petersilie verhängelt wäre. Was ist denn passiert? Sind Ihre Lose etwa wieder nicht gezogen worden?“

„Im Gegenteil, Herr Kamerad, eines derselben ist mit 150 000 Mark herausgekommen,“ entgegnete der Gefragte mit betrübter Miene, „und eben deshalb bin ich hier. Hoffentlich befindet sich das Los noch in Ihren Händen, und ich darf wenigstens der erste sein, der Ihnen gratuliert.“

„Alle Wetter! Reden Sie wahr oder machen Sie Spaß?“

„Es ist, wie ich sagte,“ entgegnete Leutnant Bander.

„Na, dann freue ich mich ganz kolossal, daß ich die Dinger verwahrt habe.“ Damit schritt von Heim seinem Schreibtische zu und holte nach kurzem Suchen die beiden Lose aus einer kleinen Schublade hervor.

„Hier, mein lieber Bander,“ wandte er sich alsdann vergnügt lachend diesem wieder zu, „ist die Glücksnummer. Erheben Sie den Gewinn und versuchen Sie mit Hilfe desselben, das hübsche Kommerzienratsstöckerchen einzufangen.“

Er hielt Bander die Gewinnnummer hin, doch dieser stand unbeweglich da.

„Na,“ rief von

Heim ungeduldig, „so nehmen Sie doch!“

„Wie soll ich das verstehen?“ kam es endlich von Lotteriefrikens Lippen. „Nicht ich, sondern Sie sind ja der Gewinner. Sie kauften doch an jenem Abend die Lose und wurden damit rechtmäßiger Besitzer derselben. Ein Geschenk von 150 000 Mark aber, Herr Kamerad, kann ich nie und nimmer annehmen.“

„Beruhigen Sie sich, lieber Freund,“ erwiderte von Heim mit ernster Miene, „Sie empfangen damit durchaus kein Geschenk, denn ich habe den übrigen damals anwesenden Kameraden mein Wort gegeben, daß jeder auf die gekauften Lose fallende Gewinn Ihnen unverkürzt gehören müsse. Aber selbst, wenn das nicht der Fall gewesen wäre, würde ich den Gewinn niemals als mein Eigentum betrachten können. Oder halten Sie es für möglich, daß ein Offizier einem Kameraden aushilft, um sich zu bereichern, und sei es auch nur durch einen Zufall?“

Leutnant Bander wollte Einwendungen machen, aber von Heim ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen, lieber Bander, und halten Sie keine Reden,“ unterbrach er ihn. „Sie wissen, ich bin in der Wahl meiner Eltern vorsichtiger gewesen als Sie und brauche auf den Mammon nicht zu sehen. Uebrigens ist es auch unter Kameraden ganz egal, wer das Geld gewinnt. Ganz ungestraft kommen Sie doch nicht davon. Durch ein großartiges Frühstück sollen Sie für die Spielsucht büßen, und wenn Sie ein übriges thun wollen, dann stiften Sie einen Fonds, dazu bestimmt, Kameraden bei besonderen Ge- und Verlegenheiten mit einigen Goldsüchsen unter die Arme zu greifen.“

„Von Herzen gern, Herr Kamerad! Wenn es sich so verhält, wie Sie sagen, muß ich mich in das Unvermeidliche fügen und mich an den Gedanken

zu gewöhnen suchen, daß ich nun das hübsche Stöckerchen wirklich besitze. Was für Augen wird der Kommerzienrat zu der Nachricht machen!“

„Nur Mut, lieber Bander,“ ermunterte Leutnant von Heim, „dem ersten Gewinn wird der zweite sicherlich folgen. Ich stimme dafür, daß Sie gleich die Festung stürmen.“

„Soll geschehen, lieber Freund,“ rief Bander vergnügt, „und hoffentlich ergeht sie sich gleich.“



Auf sein „Herein“ stolpert atemlos der Lotteriekollekteur ins Zimmer.

Damit trennten sich die Offiziere.

Die Kunde von Lotteriefrikens Glück verbreitete sich in dem kleinen Städtchen wie ein Lauffeuer. Die Kameraden machten recht verdunkelte Gesichter, als die Nachricht zu ihren Ohren drang und durch den glücklichen Gewinner bald bestätigt wurde.

Diesmal spotteten sie nicht.

Mit einem hochfeinen Frühstück wurde der Sieg der Ausdauer gefeiert.

Der beste Treffer aber, den Leutnant Bander mit der Nummer 27525 gemacht hatte, waren nicht die 150 000 Mark, sondern — die Hand des reichen Töchterchens des steinreichen Kommerzienrats Röder, um welche er bei seiner veränderten Vermögenslage jetzt nicht vergeblich anhielt. Die Festung hatte dem Sturmie nicht widerstehen können.

### Spruch.

Allen Leuten recht gethan —  
Ist eine Kunst, die niemand kann.